

Polar-Nomaden.

(Tater und Fanten.)

Von

CARL RITTER v. VINCENTI.

Vortrag, gehalten am 26. Januar 1881.

Es war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als plötzlich das bestürzte Abendland die dunklen Karawanen eines unbekanntes Volkes vom Aufgang her über sich hereinbrechen sah; buntbelappte, seltsame Horden, wie aus einem anderen Planeten geflüchtet, Wanderstämme, die einzig und allein dem Stachel des Fleisches gehorchten und den Einflüssen des Mondes, unheimlich-wilde Staffage, die mit einemmale in die Landschaften Europas hereinfiel. Im Nu war der Welttheil von diesem braunen Aussatze ergriffen und eines Morgens erwachte das fromme Spanien über und über mit jenem gottlosen Wanderungeziefer bedeckt, welches man die Zigeuner genannt hat. Und heute noch stehen wir vor diesem dunkeläugigen, vagabundirenden, klingenden und alles Elend der Heimatlosigkeit in sich schliessenden Völker räthsel. Sanskritische Goldkörner, welche der trübe Sprachstrom dieser Horden mit sich führt, sind Spuren, die auf Indien weisen, und dieser sanftgebärenden Erde sollen sie auch entsprossen sein, jene Männer mit den gallichten Augäpfeln und dem straff-schwarzen Haare, deren Weiber lange eine solche Bethörung des Abendlandes gewesen. Ihre magnetischen Augen-

sterne strahlen durch die Romantik scheu-abergläubischer Zeiten und nennt man ihre Namen, dann ist's wie Fiedelschluchzen und Cymbeljauchzen und man denkt unwillkürlich an die Worte der indischen Bibel Manu's, wo geschrieben steht: „So dir ein Mägdlein geboren wird, nenn' es mit wohlklingendem Namen, der wie Segen von Menschenlippen fließt.“ Und so tönen ihre Namen: Morella, Preciosa, Meridiana, Diava, Claribel

Die Zigeuner sind den arischen Stämmen des heutigen Indiens beizuordnen, darüber stimmen alle Forscher überein. Wortschatz, Laute und Grammatik ihrer Sprache haben die Gelehrten veranlasst, dieselben den sieben indischen Sprachen als achte beizugesellen. Wann sind nun die Zigeuner aus ihrer asiatischen Urheimat ausgezogen? Da ihre Sprache sich hinsichtlich der Declination, nicht allein im Principe, sondern auch theilweise in den Mitteln den neuindischen Sprachen anschliesst, so dürfte wohl unser berühmter Landsmann Miklosich mit seiner Vermuthung Recht haben, der indische Auszug dieser Weltnomaden habe etwa um das Jahr 1000 nach Christi stattgefunden, um welche Zeit die neuindischen Sprachen bereits ausgebildet waren. Ebenso scheint mir des genannten Forschers Ansicht, die Zigeuner hätten vor dem Antritte ihrer europäischen Wanderungen mehrere hundert Jahre in Griechenland gelebt, um so stichhaltiger, als sämtliche Zigeuner-Gruppen Europas vielfach griechische Ele-

mente in ihre Idiome aufgenommen, ja sogar die griechische Endung „os“ adoptirt haben. Von Griechenland aus nahmen sie also ihren Weg durch das Abendland, nachdem sie dem Griechischen das Wort für „Weg“ entlehnt, welches in allen zigeunerischen Idiomen „dromm“ (δρόμος) heisst. Im vierzehnten Jahrhundert finden wir die indischen Nomaden aufeinanderfolgend in Kreta, Korfu, der Walachei und der griechischen Colonie Nauplion, wo der venetianische Statthalter ihre Privilegien bestätigte.

Welche Wege schlugen sie nun ein? Miklosich hat durch Analyse der Sprache nicht ohne Erfolg den Weg zu bestimmen gesucht, den jede der von ihm angegebenen 13 Zigeunergruppen genommen hat, um aus dem Südosten Europas in ihre jetzige Heimat zu gelangen. Was die skandinavischen Zigeuner anbelangt, so haben sie vor ihrer Einwanderung unter Griechen, Slaven und Deutschen gelebt, von welchen sie zahlreiche Sprach-Elemente entlehnten. In Schweden drangen die Nomaden über Finnland um das Jahr 1512 ein; dies Datum verzeichnet die neueste Ausgabe der Olai Petri-Chronik. Die Könige Skandinaviens schienen im sechzehnten Jahrhundert die Ausrottung der Zigeuner für eine der wichtigsten Regierungspflichten gehalten zu haben; das schwedische Gesetz verordnete, dass sie über die Reichsgrenze gebracht und falls sie zurückkehrten, hingerichtet werden sollten; die dänischen Herrscher wiesen die Heimatlosen mit ähnlicher Härte aus. In

Norwegen erwähnt die Zigeuner zuerst Bischof Pontoppidan um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, die besondere Aufmerksamkeit der Regierung jedoch wurde erst gelegentlich der Volkszählung im Jahre 1845 und durch Eilert Sundt's unermüdliche Forschungen auf das Schicksal dieser schweifenden Horden gelenkt.

Ich hatte vorhin den hellklingenden Namen Claribel genannt. Er weckt eine Saite in meiner Erinnerung, und wenn diese klingt, dann muss ich von den Nomaden und Vagabunden des Polarkreises erzählen, wo die stillen Ströme ziehen und die hellen Nächte weben. Claribel war aus dem Tatervolke, von dem ich heute erzählen will, ein Gegenstück gewissermassen zu dem sonnig-farbigen Bilde, welches ich neulich von dem Leben der arabischen Wanderstämme zu entwerfen versucht habe. Edle Züge enthält das Taterbild freilich nur wenige, denn das grosse Wanderelend unter unerbittlichem Himmel, der Fluch des Abscheus, der seine Kinder trifft, hat seine Züge verzerrt und verhärtet in Hass und Verbrechen; doch kaum dürfte die grosse Familie der Weltvagabunden interessantere, die Forschung so unbedingt herausfordernde Vertreter aufzuweisen haben, als die Tater und Fanten der skandinavischen Polarzone.

Die ersten Tater, die ich gesehen, waren in Marmor gehauen. Mollen, der berühmte schwedische Bildhauer, hatte sie zu einer lebensgrossen Gruppe

gebildet: Zwei mit einem Riemen aneinander gekoppelte sehnige Männergestalten, eben im Begriffe, einen jener blutigen Zweikämpfe auszufechten, welche man „Messergänge“ nennt und von denen sogleich die Rede sein soll. Ich sah das Kunstwerk im Atelier des Künstlers selbst, allwo mir auch die erste Taterin von Fleisch und Blut begegnete. Sie war es, welche den anmuthigen Namen Claribel führte. Vom Stamme der „Einäugigen“, besass sie zwei wahrhaft tödtliche Augen. Mollen hatte sie als kleines Kind, nachdem ihre Mutter im Gefängnisse gestorben, zu sich genommen. Später war sie eine Zeit lang Modell bei dem Künstler, in allen Ehren, daran mochte Niemand zweifeln, der dem schlanken Taterkinde nur einmal in die Augen geschaut. Dann entschwand sie plötzlich aus Stockholm und es hiess, ihre Stammesgenossen hätten sie im Geheimen hinweggeschleppt, um sie grausam zu bestrafen, weil sie mit einem „weissblütigen“, d. h. ausserhalb des Tatervolkes geborenen Manne die „Feuerspeise“ (ildsmad) oder vielmehr die Liebe getheilt habe. So verfiel Claribel dem Romane und ihr Name verwehte

Wenige Monate später war es mir beschieden, einem taterischen „Messergange“ beizuwohnen. Eine grosse Reise führte mich zum Nordcap, noch ehe ich den Gedanken gefasst, die islamitischen Völker zu studiren. Glühender Leidenschaft für Sprachforschung verdanke ich jene „Nordische Fahrt“, die ich einst von den staubigen Bibliothekssälen Göttingens aus

unternommen. Jenseits des lieblichen Mjösensees in Norwegen auf dem Dovrefjäll, von wo der wilde Lougen herunterkommt, pochten wir eines Abends jagdmüde an eine einsame Säterhütte, die auffallenderweise, obwohl Licht darin zu sehen war, verschlossen schien. Als endlich mit sichtlichem Widerwillen geöffnet wurde, bemerkten wir auf den Mienen der Bewohner eine ängstliche Bestürzung, welche Einer unter uns, ein Pastor von Lougenthal, sofort dahin deutete, es müssten Tater oder Fanten im Hause sein, eine Sorte von Gästen, welche, wie die norwegischen Bauern recht gut wissen, ihre Seelsorger höchst ungern in den Häusern der Gläubigen vorfinden, indem alles Taterthum für gottverworfen gilt. Bald erfuhren wir denn auch, dass ein junger Tater von der „Steffenshorde“, welche vom Finnenwalde hinter Hedemarken gekommen, um nach dem Drontheimischen zu ziehen, hier mit einigen seiner Genossen zurückgeblieben war, um mit einem Fanten von der „weissen“ Horde einen Straus auszufechten.

Der Kampf hatte noch nicht begonnen und der Herr Pastor schien nicht übel Lust zu haben, denselben zu vereiteln, doch in unserer Begierde, das seltene Schauspiel zu geniessen, setzten wir ihm so lange zu, bis er endlich, wenn auch mit grösstem Widerstreben, der Sache ihren Lauf liess. Bereits erdröhnten auch die Dielen im hinteren Gelasse und ward ein schwaches Heulen hörbar.

Die Thüre leise öffnend, gewahrten wir in dem vom Glühspan erleuchteten Raume, dessen sandbestreuter Estrich glitzerte, zwei schlanke, bartlose Gesellen, die eben blitzschnell vorüberschossen. Plötzlich standen sie einander starr gegenüber: der Eine mit tiefbraunem Gesichte, das schwarze Haar über dem Scheitel zum Schopf gebunden; der Andere von Antlitz wachsgelb, mit kurzgeschorenem, fuchsigen Haare. Brust und Arme waren nackt und die rechte Faust eines Jeden mit Laken umwickelt und einem kleinen kurzklingigen Messer bewaffnet. In der Ecke stand, wie ein Unparteiischer auf der Mensur, ein älterer Tater, den „Finnmut“, d. h. den falben Rennthierpelz um die Schultern, auf einen langen Knüttel mit Metallknauf gestützt.

Ein Schock brauner Weiber mit drahtverschürten Wadenschuhen hockte an der Wand; sie boten Typen von unheimlicher Erscheinung; ihre Gesichter waren von Sonne, Sturm und Elend verbrannt, gebeizt, mit Rost bedeckt und durchwittert; abseits sass ein Weib — vielleicht ein Kampfpreis — so tief in Schafpelze gehüllt, dass nur die Augen herausbrannten. Tiefe Stille herrschte, ab und zu, je nachdem sich die Kämpfenden lautlos Stoss auf Stoss beibrachten, heulte es unter dem Schafpelze leise auf. Sonst hörte man nur das Keuchen der Kämpfenden und ein gepresstes Gurgeln, das bisweilen aus den Kehlen drang, vermischt mit dem metallenen Knirschen der aneinander-

fahrenden Klingen. Plötzlich röchelte der fuchshaarige Fant tief auf, taumelte und fuhr sich mit der freien Hand in den Rücken, der Altvater aber stiess seinen Bleiknüttl auf den Estrich, der Leuchts span erlosch, noch einen Augenblick rumorte es im Stockfinstern herum, dann ward's wieder ganz still und die Häuslerdirnen kamen und wuschen das Blut von den Dielen

Ich glaube durch diese Episode von Dovrefjäll das Interesse für die Polar-Zigeuner zur Genüge geweckt zu haben und beginne nunmehr mit der Entwerfung ihres Charakterbildes. Woher kommen vor Allem die Namen Tater und Fanten? Der letztere ist der älteste und wird wohl mit dem alt-nordischen Worte „Fantr“ zusammenhängen, welches ursprünglich Waffenträger und später Diener oder Bote eines vornehmen Herrn bedeutete. Aus dem Boten ward der Reisende, aus diesem der müssig Herumziehende, der Vagabund, der Landstreicher. Dann ward ein Schimpfwort daraus, bald im lächerlichen, bald im drohenden Sinne. Norwegische Ammen beruhigen die Kinder mit dem Schreckworte: „Wart', es holt dich der Fant!“ Viel später entstand das Wort Tater, das wohl der nordischen Zigeunersprache selbst entnommen, von „Tasar“ herkommt, womit die skandinavischen Nomaden verlaufene Deutsche, die Minenarbeiter gewesen, bezeichneten. Im Bergen'schen und Drontheim'schen nennt man die Tater und Fanten auch: Splinter, Fusser,

Farker. Sie selbst aber heissen sich mit Vorliebe Streicher, Laufer, Fahrende, „Stavkarle“, d. h. Stableute.

Die Sprache der Polar-Nomaden enthält Elemente aus dem Griechischen, Slavischen, Deutschen und Finnischen. Einige Proben mögen von Interesse sein.

Griechisch:		Taterisch:
Κυριακή	= Sonntag	korko.
ὀρθός	= richtig, gut	horta.
πάπια	= Gans	pajja.
ράπανι	= Rübe	reppani.
φόρος	= Stadt	foro.
Slavisch:		Taterisch:
čoha	= Frauenkleid	čoka.
dosta	= genug	doschta.
skornja	= Stiefel	skorn.
lice	= Antlitz	litscho.
olovina	= Bier	lovina.
Deutsch:	Taterisch:	Schwedisch:
Bauer	bura	bonde (bur)
denken	denkra	tänka.
dienen	dinra	tjena.
scheinen	schinra	skyna.
schmecken	smekra	smaka.

Ich füge hier das Schwedische hinzu, damit man nicht etwa durch den skandinavischen Klang der bezeichneten Taterworte zur Annahme verführt werde, dieselben seien eher dem Schwedischen als dem Deutschen entnommen.

Finnisch:		Taterisch:
Musta	= schwarz	mosta.
saroi	= Horn, Nagel	saroi.
seppá	= Schmied	sippan, Schmiede.
kérja	= hässlich	keria.

Die skandinavische Zigeunersprache, die bis auf die Begriffsbeziehungen der Neuzeit ausgebildet ist, macht durch ihre stete Fortentwicklung und den immerwährenden Gebrauch ein Element aus, welches die auf einige Tausend Köpfe geschätzten Polar-Nomaden als Race erhält und ihnen ein nationales Gepräge verleiht. Das eigentliche Polar-Zigeunerisch, dessen Sanglichkeit und angenehmen Klang Eilert Sundt besonders hervorhebt, sprechen nur die Tater, in deren Munde es „Rommani“ heisst. „Aschb dero rommani?“ „Sprichst du taterisch?“ lautet die leise Frage, welche auf dem Dorfmarkte der Tater an Jemanden richtet, in dem er einen Stammesgenossen entdeckt zu haben glaubt. Antwortet der Andere: „Ehe“, dann verstehen sie sich alsbald. Die verachteten Fanten nennen ihre Sprache „rodi“ und meinen prahlerisch, sie sei eine „praeve liquant“, d. h. eine schöne Sprache, obwohl dies Idiom vielfach durch Elemente aus dem deutschen Gauner-Rothwelsch verdorben ist. Uebrigens klagen auch die alten Tater, dass nur Wenige das „Rommani“ der Väter rein und vollständig zu reden wüssten.

Aus den bisherigen Andeutungen geht hervor, dass die Polar-Nomaden zwei Kasten haben, die

aristokratischen Tater, auch „Grosswandringer“ genannt, die sich selber „Rommanisäl“ nennen, und die mindergeborenen Fanten, welche auch „Kleinwandringer“ oder „Sköier“ (von dem schwedischen „skojare“, d. h. Landstreicher) heissen. Die „Grosswandringer“ ziehen als gesunde und arbeitskräftige Leute, nicht wie die „Kleinwanderer“ mit Stab und Schnappsack, sondern mit Pferd und Wagen, die Peitsche in der Hand und den Hund an der Seite, durch's Land. Mit Verachtung blickt dieser dunkelhäutige, blutstolze Tateradel auf das heller gefärbte Fantenvolk herab, das, arm und elend von Hof zu Hof schleichend, sich verzweifelt durchfristet und durchstiehlt. Zwischen beiden Gruppen herrscht im Allgemeinen ein tiefeingewurzelter Hass, der oft zu blutigen Kämpfen führt, deren Getöse die Bewohner des Romerike und der einsamen Schluchten von Romsdalen mit abergläubischem Schrecken erfüllt.

Die Tater sind zumeist mit einem Fechtknüttel, den sie „tjukni“ nennen und einem im Griffe feststehenden Messer, „tjuri“ geheissen, bewaffnet. Viele von ihnen tragen auch aus Stahldraht geflochtene Panzer. Der Fechtstock ist ein oben und unten mit Metall beschlagener Bambus, in dessen Mitte der Handgriff angebracht ist. Der Rommanier besitzt eine grosse Fertigkeit in der Handhabung dieses „tjukni“, der wie ein Rad geschwungen wird. So wild der gegenseitige Hass zwischen Tater und Fanten, gilt's den „bengeske buoar“, d. h. den verdammten Bauern

vereint einen bösen Streich zu spielen, dann wissen sie sich schon zu vertragen.

Für die Hantirungen und Fertigkeiten, womit sich die Polar-Nomaden ihr Leben fristen, muss man wieder Tater von Fanten unterscheiden. Erstere entwickeln eine merkwürdige Schlaueit und Findigkeit. Die vornehmeren Tater nennen sich selbst mit einigem Stolz „Professionisten“ und üben nebst Thier- und anderer Arzneikunde selbstverständlich die „Rossetäuschkunst“ aus, in welch' letzterer sie fast noch erfahrener sind, als ihre „pferdebezaubernden“ Stammesbrüder im Oriente. Besitzen sie doch die Fertigkeit, den Zähnen alter Pferde eine gewisse Jugend kennzeichnende Jahresringe einzuschneiden und mit Russ zu schwärzen, wodurch sie, wie die Bauern im Hardanger sagen, einen „Tummel“, nämlich ein Pferd von 13 Jahren in ein „Gick“, d. h. ein sechsjähriges Thier verwandeln. Nicht minder stolz sind sie auf ihre Veterinärkunst, die allerdings dem Bauer oft übel genug bekommt; aber verschafft sich der Tater einen Reisepass, dann wird er immer darauf als „Thierarzt“ figuriren. Das Schmiedgewerbe endlich gilt auch bei den Tatern, wie bei allen Zigeunern, als standesgemäss und altvererbt. Dagegen überlassen sie das im Allgemeinen bekanntlich nicht minder von Geschlecht zu Geschlecht nomadisch vererbte Diebsgewerbe voll Verachtung den Fanten, welche sie denn auch „Mehltraber“ nennen, womit sie sagen wollen, dass dieselben an keinem Orte vorüber kämen,

ohne dass etwas an ihnen kleben bliebe, wie Mehl an des Müllers Sack. Dafür müssen sich die Tater von den Fanten das Schimpfwort „Quacksalber“ gefallen lassen. Die Professionen der Fanten sind die allen Nomadenhänden geläufigen des Körbgeflechtes, Holzgeschirr-Drehens, Besenbindens und Lumpensammelns.

Eine grosse Professionsrolle im Stamme spielt das Taterweib. Sie hat, wie sie selbst eingesteht, von den „weissen“ Finnen die Quacksalberei gelernt und erscheint überhaupt als ein gefährliches, „wissendes“ Geschöpf, dessen vielfache Thätigkeit reich an Erfindungskünsten ist. Weitaus dem Tater an geistiger Begabung überlegen, muss dennoch die Taterin nach echt orientalischer Weise selbst unter den Stürmen der Polarzone ohne Rast und Ruhe sich mühen und für den Unterhalt sorgen.

Wunderliche Documente mit räthselhafter Schrift, welche sie allezeit bei sich führt, setzen das Taterweib bei den Landleuten in abergläubischen Respect. Diese Papiere sind die Beweise für die Geheimwissenschaft der Taterin, deren oberster Grundsatz lautet: dass jede Krankheit und jeder Unglücksfall eine übernatürliche Ursache habe und nur durch geheimnissvolles Wort und Zauber einer „wissenden“ Frau geheilt oder abgewendet werden können. Zu diesem Zweck führt jede Taterfrau eine „Giftbüchse“ („drabbeschke-motki), d. h. eine Schachtel mit Bibergeil, Salpeter, Schwefel, Kalmus-

wurzel u. dgl. mit sich. Die „Ragusta“ (aus dem Finnischen: „rogus“ Gebet), d. h. Hersagung von Zaubersprüchen wird in besonderen Fällen angewendet, wobei zwei machtvolle Talismane beispringen müssen, der „Bu-Stein“ und das Rückgrat der weissen Schlange.

Der „Bu-Stein“ ist schwarz und nussgross; er ist, wie man mir versicherte, entweder ein Conglomerat von Sand, Haar und Gries, wie man es zuweilen in den Eingeweiden der Ziegen vorfindet — wer denkt da nicht an den orientalischen Bezoar? — oder ein Knollen gewisser amerikanischer Tangarten, welche vom Golfstrom an die Küste getrieben und von der Sonne schwarz gedörst werden. Das angebliche Rückgrat der weissen Schlange ist weiter nichts als die Zahnreihe des Meer-Rochen, der in den inneren Landestheilen völlig unbekannt ist. Der „Silberzauber“, welcher norwegischen Bräuten auf den Bauernhöfen zu einer reichen Mitgift verhelfen soll und der „Butterzauber“, wo das Taterweib mit Röthel rothe Streifen in die Butter zieht, als sei Blut darin, seien nur einfach erwähnt. Ebenso ist die „paavipa“, d. h. Prophetengabe, welche durch den „Mundzauber“ in den Gang der Ereignisse eingreift, zwar eine kosmopolitisch zigeunerische, aber doch besondere taterische Eigenschaft, obwohl jede Rommani-Mutter alles Unheil, das ihre Zunge anrichtet, mit nachfolgendem Fundamentalsatze zu entkräften sucht:

„*Devel har tji dela mander pu at Kjera pre; saa maa mander Kjera med möien for at le kaben til tjavoane meros*“ (Gott hat mir keine Erde gegeben, um darauf zu arbeiten, so muss ich mit dem Munde arbeiten, um Speise für meine Kinder zu bekommen).

Was bedeutet aber all' diese Zauberkunst gegenüber der Bethörung, welche das Taterweib mit seinem Liebesreiz auszuüben vermag? Die grosse „Valdershorde“ und die „Quenshorde“, sie beide verdanken romantischer Liebe ihren Ursprung. Wie der Irrwisch lockt diese Fantenliebe und führt über Moorgrund zum Sumpf! Zwar bestraft, wie man behauptet, das Tatergesetz die Liebe mit „Weissblütigen“ durch Flammentod, wenn die Taterin sich des Verbrechens schuldig macht, während beim Taterburschen die Weiber der Horde sich damit begnügen, den Schuldigen, mit auf den Rücken gebundenen Händen und einem Pflock im Munde, mit Ruthenhieben davonzujagen. Im Allgemeinen gilt das Taterweib als ihres Blutes und Leibes Hüterin und wird die nach nomadischem Gesetze geschlossene Ehe heilig gehalten. Die wandernde Familie ist denn auch von einem ganz wunderbaren Zusammenhalt, und um den wegen Missethaten von den Gesetzesvollstreckern aufgefangenen Mitgliedern derselben das Wiederauffinden der Stammeshorde zu ermöglichen, haben die Polar-Nomaden ein ganzes System von Wegzeichen erfunden, die nur einem Taterauge sichtbar sind. Willig gehorchen sie in der Familie dem Gesetze der natürlichen Unterordnung

und Altväter und Altmütter besitzen grosse Macht. Die Verlobung geschieht in eigenthümlicher Weise. Der Freier wirft seiner Erwählten einen Espenstab vor die Füsse — rafft sie denselben auf, dann hat sie sich zur Treue verpflichtet. Das Paar läuft dann dreimal um einen Wachholderstrauch herum.

Die Weihe des Bundes, sowie aller in dasselbe Jahr fallenden Verlobungen finden jedoch erst beim grossen Vermählungsfeste statt, welches alljährlich zur Sonnwendzeit von den drei grossen Zweigen der Polar-Tater, dem norwegischen, schwedischen und finnischen, vereint auf geheiligten Bergen gefeiert wird. Diese Berge sind abwechselnd der „Jemlu“ auf dem Dovrefjäll, der „Ava-Saxa“ am Torneo und der „Karet“ im russischen Lapplande. Der Ava-Saxa, den ich zur Mittsommerzeit bestiegen, ist so recht ein lappischer Rigi. Man überschiffet auf breiten, flachen Barken den mächtigen Torneo, den finsternen Strom, der durch eine schwarzklippige Karstwüste von finsternen Bergen getrennt wird. Schwer, träg und zäh wie Oel, ist diese schweigsame, seeähnliche Wasserfläche, welche im Sommer der stramme, heisse Südost aus den Kemi-Sümpfen kaum zu kräuseln vermag. Entsetzlich ist das todstille Geklüft, welches man nach der Landung am finnischen Ufer eine Stunde lang durchwandert. Schreckhafte Steinbildungen überraschen das Auge, das über den zertrümmerten Absturz dieser granitnen Schroffen hingleitet; schwefliges Moos überkrustet die Blöcke, während

aus anderen, die wie Brüste versteinerner Titanidenweiber emporschwellen, Krüppelbirken karges Leben saugen.

Um acht Uhr hatten wir die Hochzinne erklimmen und das ungeheure Gebiet lag im seltsam fahlen Scheine des Mittsommer-Abends vor uns ausgegossen. Wie in Erz gefurcht schienen die grossartigen Landschaftszüge. Im Norden der felsnackte lappische Karst nach dem Muonio zu; gen Aufgang das in Sümpfen gebrochene, melancholische Hügelland, vom finnischen Unas durchädert; im Untergange die strenge Anmuth der norbottischen Berge, wo Sarakka, die stille Beschützerin der Geburten, irrt; gen Mittag endlich der Golf, der die Kjölenströme schlürft und an dessen Gestade Jabmala, die Todesmutter der Fischerlappen, Meertang-Kränze flicht. . . .

Die finnischen Bauern, welche dort die Touristen zu erwarten pflegen, hauen auf Wunsch mit ihren kurzen Beilen Namen in die Granitblöcke ein. Dort, wo königliche Namen prangen, wo Andersen neben Bellmann, dem schwedischen Hafiz, zu lesen ist, wo Berzelius und Leopold von Buch's Namens-Spuren vom Granit zu entziffern sind, da würde ein Freundesauge auch meinen Namen entdecken, der, wenn er auch längst verstorben und verweht, noch hier im Granit leben und durch die Zeit fortwittern wird, bis der Block in die Tiefe rollt. Auf dieser Höhe feiern bisweilen die Polar-Nomaden ihr Vermählungsfest. Der Priester

von Gellivara, der mit seiner trauten Pfarrerin zu unserer Gesellschaft gehörte, behauptete, der Zuzug der Horden sei dann so gewaltig, dass die dunkle Masse des Wandervolkes bereits längst durch das Felsgeklüft dränge, wenn die Wagenschlange, welche ihre Krüppel und Fallsüchtler, ihre Lahmen und Tollen, ihre Blinden und Mondscheuen trägt, noch weit draussen in der Ferne kriecht. Er schilderte die Feier als ein Bild von unheimlicher Bewegtheit. Wer begriffe dies nicht, ist er nur einmal auf dieser Granitzinne gestanden, mit dem gespenstischen Scheine der Mitternachtssonne über dem Haupte. Ich verdanke dieser Polarsommernacht auf dem Avaxa eine der tiefsten, nachhaltigsten Erschütterungen der Phantasie, welche mir meine Wanderjahre gebracht. Alle Zauberspiele des Lichtes, die mich später im Süden berauscht, haben diese Polarsonne der Juninacht nicht aus meinem Auge zu verdrängen vermocht.

Es ist keine Dämmerung, kein Untergang, keine helle Nacht; denn, ob auch die Stunden voranrücken und die Luft merklich kühl und sogar frostig wird, so bleibt doch die Sonne am Horizonte sichtbar. Ihr Licht aber erscheint nicht als wirkliches Licht, vielmehr nur als der Widerschein eines solchen; und wie dieses Licht in verflatternden Schemen über die gewaltige, felsumrissene Landschaft dahinspielt, treten alle Linien der letzteren unheimlich grell hervor. Plötzlich dunkelt's, wie etwa

bei Beginn einer Sonnenfinsterniss; die Sonne aber bleibt, mit Blutwölkchen unterlaufen, vollkommen sichtbar, jedoch glanzlos, starr und still über den Bergen Norbottens stehen, die in bleichem arktischem Rothlichte schimmern.

Doch alsbald bricht sich das Dämmern wieder und es ist Tag. Und die Stunden folgen sich, es geht auf Mitternacht und immer ist's Tag, unerträglich beängstigender Tag. Es war stille geworden unter uns, denn Alle beschlich ein mitternächtig Grauen. Unbeweglich stand das Tagesgestirn am Rande des lichtkühlen Nachthimmels.

Da plötzlich, kurz nach Mitternacht erglühten die Felsspitzen gegen Westen und ein Schein flog über den finsternen Berg; es war, als schlugen Flammen aus der Tiefe des Thales von Pello. Der Sonnenball aber lohte mit einemmale in Blut und Feuer auf, wuchs und wuchs und fuhr empor. Und es brach eine Flut geschmolzenen Himmelsgoldes aus allen Schründen und Schluchten und rann in rosigen Strömen über die granitenen Schroffen, um das weite Land mit Herrlichkeit zu übergiessen. Wir aber standen erschüttert, wundergeblendet in diesem Mitternachtslichte und schwiegen, Thränen in den Augen. . . .

Die finnischen Flachsköpfe hatten die entblösten Häupter zur Erde geneigt und Einer von ihnen, hünenhaft gebaut, wie ein Held aus dem karelischen Volksepos, hob die blanke Axt nach dem glühenden

Sonnen-Angesichte und stimmte mit tiefsonorer Stimme ein feierlich Lied an, das von den Vocalassonanzen der sangbaren Finnensprache majestätisch emporgetragen ward; die Anderen aber, die Aextê hebend und senkend, stimmten halblaut mit ein. . . . Nun denke man sich in den Rahmen dieser ehernen Landschaft, vom Lichte der Mittsommernacht umspielt, die Vermählungsfeier der polarnomadischen Horden hinein, mitten in die Bildfläche, wo der heilige Taterberg aufragt! Eilert Sundt, der Uermüdlische, wusste auch diesem Geheimnisse des Taterlebens beizukommen, obwohl nichts eifersüchtiger gehütet wird, als die Ceremonien dieses Festes. Die Fährleute an den Fjorden und Strömen, die Skiuts, d. h. Postjungen, die Häuslerinnen, die Bezirkswächter, die Wirthe in den Waldschenken, die Todtengräber, sie Alle stimmten über die Regelmässigkeit der taterischen Wanderzüge nach den Vermählungsbergen überein. Ein auf den Namen Frederik Larsen getaufter Tater lieferte endlich dem Forscher die überraschendsten Daten über diese Feier im Besonderen und den Glaubenscult der bis dahin jeder Religion für baar gehaltenen Horden, Daten, welche durch spätere Prüfungen, Beobachtungen und Untersuchungen bekräftigt wurden.

Bei den alljährlichen Vermählungsfahrten führen die Grosswandringer mächtige Wagenzüge mit sich, während die Kleinwanderer ihr Elend mühselig über die felsigen Hochwüsten schleppen. Jede der

drei Nomadengruppen hat einen Grosshäuptling an der Spitze, welcher die geweihten Alako-Bilder mit sich führt. Letztere, von denen ein jeder Taterhäuptling eines besitzt, sind etwas über handhohe Stein-Idole, welche den Gottessohn Dundra (Indra?), der als Mondgott Alako heisst, aufrecht darstellen, eine Feder in der ausgestreckten Rechten, ein Schwert in der Linken. Ein Bekannter von mir, der Prediger Hultin, besass eine solche Statuette, roh in Serpentin gehauen und bemalt. Das Wort „Alako“ stammt aus dem Finnischen und heisst „abnehmender Mond“ (*ala-kuu*). Diese Alakos werden, nach Larsen's Aussage, beim grossen Feste auf aus Felsstücken gethürmte Altäre gestellt und unter Gesang und Cymbelklang durch Jubelfeuer und Weihesprüche geehrt. Die Sprüche streut die älteste Tatermutter, welche auf dem Rücken eines jungen Burschen reitet, in die Flammen. Den Alako-Bildern wird eine feierliche Hymne dargebracht, welche folgendermassen lautet:

„Ostimari stinta
 O emi, o vino,
 O manga, o tjeia
 O rankano deia.

Marra folka
 Aschar but,
 O trinta mi deia.
 Maa dom tromma ava
 O rankano deia.

Bescha dero ivordinan
 Ja pallar min scharo
 Aavon min scharo
 Niuna tingra mero
 O rankano deia."

Ich habe mich vergeblich bemüht, eine Uebersetzung zu erlangen, aber kein Taterforscher vermag eine solche zu geben. Alle trösten sich damit, dass diese uralte „Hymne“ der Polar-Nomaden bereits mehreren Generationen derselben ebenfalls durchaus unverständlich und dunklen Sinnes ist.

Der älteste Häuptling, welcher der ganzen Feier vorsteht, hält sodann eine lange Rede, welche mit den angeblich hochheiligen, von den Tater-Forschern bisher ebenfalls noch unenträthselten Worten: „*ala manu sana*“ abschliesst. Alsdann treten unter Cymbelschall alle in dem betreffenden Jahre verlobten Paare vor die Felsaltäre hin, um im Namen Alako's die Weihe ihres Bundes zu empfangen, worauf sie nach Entrichtung einer Abgabe an den Häuptling die Hände ineinander legen. Auch die neugeborenen Kinder werden gebracht und benannt, und wenn sie etwa schon auf christliche Weise getauft worden, wozu irgend Klugheitsgründe ihre Eltern veranlasst haben können, dann werden sie in des Mondgottes Namen umgetauft. Nach diesem Cultur-Ceremoniel beginnt der profane Theil des Festes, das, mit Branntwein und Speck gewürzt, lange Berichte über die Diebsthaten der Fanten — nicht der Tater — zu

Tage fördert und in dem berüchtigten Hochzeitstanze, der wilden „Kjellipa,“ seinen lärmenden Abschluss findet.

Die Religionsmythe der Tater ist in einigen Hauptzügen dem christlichen Glauben entlehnt, weist jedoch im Uebrigen auf einen echt zigeunerischen, indess weit mehr als bei den südlichen Nomaden ausgebildeten Mondcult hin. Der grosse Gott — „*baro devel*“ — sandte seinen Sohn Dundra, damit er sich als Mensch incarnire, das göttliche Gesetz verkünde und in einem Buche niederschreibe. Dann kehrte der Heiland der Tater wieder in sein Reich im Monde zurück, als dessen Beherrscher er „Alako“ heisst, Die taterischen Altglauber halten daran fest, Dundra sei sofort nach Erfüllung seiner messianischen Pflicht zum Monde aufgefahren; die Religionskundigen der Fanten jedoch meinen, er sei von den Türken vertrieben worden und habe im Kampfe gegen die Ungläubigen eine Wunde empfangen. Unter den Türken verstehen sie die Mongolen; gegen diese, sowie alle anderen Feinde, hegen sie das feste Vertrauen, werde Alako sie eines Tages siegreich machen und in ihr eigenes Land Assaria (Asien) wieder heimführen, während die Seelen heimgegangener Tater der Seligkeit des Mondreiches theilhaftig werden sollen. Die Feinde Alako's sind „Beng“ (vielleicht von dem persischen Benghi, d. h. ein von Haschisch Besessener), der böse Geist, und „Gern“ (aus dem Griechischen *ἱερός*, d. h. der Gekreuzigte), nämlich Christus, welche Alles

aufbieten, ihn, den Sohn des Baro devel, aus der Mondherrlichkeit zu vertreiben. Der Kampf ist ein beständiger; scheint der Mond im Abnehmen, dann ist Alako hart bedrängt, aber bald wächst seine Macht wieder, bis der lichtvolle Gott sein volles, herrlich ruhiges Angesicht seinem geliebten Volke zeigt, das in stillen Polarnächten die Hände zu ihm emporhebt und ihn als Sieger preist. Von einem sonst sehr verrufenen Fantenweibe aus der Sköier-Race will Eilert Sundt Mittheilungen über eine andere Religionsmythe der Tater erhalten haben, die auf Sonnencult hindeutet, eine Mythe, so schön, wie eine Zierfeder, welche die Nomaden unterwegs durch Syrien sich aus den goldnen Schwingen des Sonnenaars von Baalbek ausgebrochen hätten. Dieser Mythe zufolge glauben die Tater auch an einen Sonnengott, dem sie seltsamerweise den offenbar finnischen Namen „Kristjumlia“ geben. „Jeder Mensch,“ sprach jenes Weib, „kann in der Sonne das Antlitz Kristjumlia's sehen, der aller Wesen Herr ist. Als ich noch klein und schwach war, da meinte die Mutter, ich solle bisweilen auf einen Berg gehen und in die Sonne schauen. Denn wenn ich erst älter geworden sein würde und viele Sünden auf mich geladen hätte, dann könnte ich die scharfen Strahlen des göttlichen Angesichtes nicht mehr ertragen und müssten mir die Augen übergehen. Und die Mutter hatte Recht; als ich erst 13 Jahre alt geworden, da konnte ich nicht mehr in die Sonne schauen, und

Kristjumlia wusste wohl warum und ich hatte seine Gnade verloren." Es ist Poesie in dieser Mythe; kein Sünder kann ja zu dem im Lichte verklärten Gotte gelangen.

Abgesehen von den grossen Jahres-Wanderungen der Horden zu den Vermählungsbergen, sind auch sonst bestimmte Wanderzüge unter ihnen beobachtet worden. Meist halten sich Tater im Binnenlande und Fanten an den Küsten auf. Ein Theil von ihnen, der das Akershus-Stift vom freundlichen Kongsvinger bis Skien beschweift, nennt sich „Ostwanderer“; bis Bergen hinab streifen dann die „Westwanderer“. Am Schlusse des Winters kommen die Tater zu Wagen aus den Thälern des Innern herauf und ziehen nach den Haupthöfen und Landorten am Meeresstrande des Drontheimer Stiftes, wo sie ihre Pferde bei Freunden einstellen, sich Boote nehmen, und in den Fjorden, von Romsdalen bis Finnmarken hinauf, freifischen. Im Herbst, wenn der schwarze, purpurgeschnäbelte Singschwan dem Meere zuzieht und die Hängebirke ihr Goldvliess anlegt, kommen sie, mit Wolle und Eiderdaunen gut beladen, zurück und verschwinden wieder mit Pferd und Wagen in den Kjölen-Thälern. Im hohen Norden streifend, ziehen sie auch lappische Elemente an, wie im Süden, wenn sie den Finnenwald durchziehen, sich — obwohl seltener — Waldfinnen zu ihnen gesellen mögen. Aber weder der Bettellappe, noch der Quäne sind Vagabunden im wahren Sinne, mögen sie auch

bisweilen zu den Horden versprengt werden. Ein drittes Element endlich, das manchmal sich in's Nomadenleben mit den Tatern und Fanten flüchtet, sind Leute von der Bibelleser-Secte, der man verbrecherische Frömmigkeit nachsagt und die vom Gesetze hart verfolgt wird.

Welche Zukunft nun kann dies wunderliche Nomadenvolk haben? Tater und Fanten, die sich früher tödtlich gehasst, verschmelzen heute immer mehr miteinander. So werden sie sich noch so lange halten, bis das seine Maschen immer enger ziehende Verkehrsnetz ihnen das abgesonderte Leben unmöglich macht. Werden sie dann im Volke aufgehen? Bis jetzt wirft sie der Hass des Volkes aus und ist selbst bei allen Behörden der Widerwillen zu gross gegen dies fremde Element. Die Kriegscommission kann die in ihren Aushebungsrollen verzeichnete junge Mannschaft nicht herbeischaffen, weil gar Mancher fantischen Einflüssen folgt; der Bezirksarzt fürchtet das Landstreichervolk als Seuchenverschlepper, der Zollwächter an der Küste als Schwärzergesindel, die Administrations-Beamten endlich, die als Mitglieder der Armen-Commissionen mit den Polar-Nomaden zu thun haben, können in tausend Verlegenheiten durch die unzuverlässigen Instincte dieses Völkchens. Was den Bauer betrifft, so leistet er ihrem Nomadenthum Vorschub durch seinen Aberglauben, den die Fantin nährt und durch seine Toleranz, weil er die Rache der wilden Gäste fürchtet. Der Tater kennt aber das Gesetz

ganz gut und weiss es heute mehr denn je so einzurichten, dass er nicht dem Strafgesetze verfällt. Ein Aufgehen dieses Nomadenthums im norwegischen, schwedischen und finnischen Volke kann erst dann erfolgen, wenn die öffentliche Meinung ihre Anschauung über Tater und Fanten in Folge der allgemeinen Aufklärung geändert hat. Dann werden die unseligen Vorurtheile verschwinden, welche jetzt noch die Augen des Volkes verschliessen und es daran verhindern, den armen Heimatlosen die Bruderhand zu bieten, um sie zu würdigerem Dasein emporzuheben. Die Aufklärung wird die Herzen mit Liebe erleuchten und zu der Wahl der richtigen Mittel führen, das Fantenthum, das eine offene Wunde am skandinavischen Staatskörper bildet, auf humane Weise zu heilen. Bis dahin jedoch hat's leider noch gute Wege. Mag dem sein, wie ihm wolle, Eines bleibt wahr: an dem Tage, wo es keine Tater und Fanten mehr geben wird, ist die Welt um keine Tugend ärmer geworden, ein Stück Poesie aber hat sie gewiss verloren.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1881

Band/Volume: [21](#)

Autor(en)/Author(s): Vincenti Carl Ritter von

Artikel/Article: [Polar-Nomaden. \(Tater und Fanten.\). 295-323](#)